

Jakob im roten Shirt

Das Bild

Ein Kind liegt am Strand, regungslos, die Arme eng am Körper, die Handflächen nach oben, der Kopf zur Seite gedreht, die rechte Wange im Schlamm, der kleine Junge im roten T-Shirt, Wasser gegen seine Stirn.

Wie der Junge liegt, fällt er einem Badegast auf. Der Urlauber kommt näher, unschlüssig erst, weil er dieses Bild nicht erwartet hat, Muscheln wollte er sammeln, den von der Sonne aufgeheizten Sand unter den Sohlen wollte er spüren, einen erholsamen Urlaubstag hat er angenommen. Aber da liegt regungslos ein Junge im roten T-Shirt.

Der Urlauber schaut, zögert, wägt ab, greift nach der Hand des Kindes, will es aus dem Wasser ziehen, ein Leben retten will er, als der Junge die Augen aufschlägt. Einen Moment nur und schon wieder geschlossen und der schmale Brustkorb hebt und senkt sich. Der Urlauber ist verwundert. Er wollte helfen. Doch ein Eingreifen ist überflüssig. Dieses Kind lebt.

Andere Urlauber haben den Jungen im roten T-Shirt bemerkt. Sie treten näher, auch sie wollen retten, auch sie erkennen, dass der Junge keine Hilfe benötigt, auch sie sind irritiert. Wie sie in der Gruppe stehen, vergeht die Irritation. Unmut kommt auf. Die Urlauber fühlen sich in ihren guten Absichten verhöhnt. Sie rufen nach den Eltern des Jungen. Von ihnen erwarten sie eine angemessene Reaktion, eine Entschuldigung, eine Erklärung zumindest.

Die Eltern des Jungen sind Ingeborg, die sich hinter dem Windschutz zum Schutz vor der Sonne den Krimi aufs Gesicht gelegt hat, und ich, der in einem Sachbuch liest.

Unser Junge, unser Jakob liegt im roten Shirt wie tot am Strand und lässt sich von den Urlaubern, die ihn und inzwischen auch einander beschimpfen, nicht stören. Er liegt und liegt und liegt, bis ich aufstehe und den Windschutz verlasse und zum Wasser laufe, mich an den Urlaubern vorbeidränge und Jakob wortlos packe und in meine Arme nehme, diesen kleinen, warmen, vertrauten Körper.

Ingeborg ist mittlerweile erwacht. Ich sage ihr, dass wir jetzt gehen sollten, wir sollten besser den Strand verlassen. Jakob schaut mit seinen grünen Augen zu, wie seine Eltern die Strandtagutensilien packen.

Im Hotel fordern wir eine Erklärung von Jakob. Wofür, will er wissen, und wir sagen ihm, dass er die Leute mit seinem Verhalten verärgert habe. Warum, will er wissen, und wir sagen ihm, dass er die Leute an eine schlimme Sache erinnert habe. »War ich die schlimme Sache?«, fragt Jakob, und wir verneinen und fragen unseren Sohn, warum er sich auf diese Weise in den Sand gelegt habe. »Ein Spiel«, sagt er. »Warum dieses Spiel?«, fragen wir und darauf sagt Jakob: »Ich will jetzt ein Eis.«

Das Büfett

Am Abend suchen wir das Büfett auf, denn wie die meisten Gäste haben wir *All Inclusive* gebucht. Die Auswahl an Nahrungsmitteln ist üppig. Ingeborg und ich haben kaum

Hunger, wir holen erst einmal nur Obst. Jakob isst das Übliche – Rührei mit Schnittlauch, dazu Pudding – und begibt sich danach zu den Kindern in die für Kinder vorgesehene Spielecke.

Wir sprechen über Jakob. Sein heute am Strand gezeigtes Verhalten ist nicht typisch für unseren Sohn. Ingeborg und ich sind uns einig in unserem Erstaunen über Jakob. Während wir unsere frittierten Calamari verspeisen, beleuchten wir dieses Thema von verschiedenen Seiten. Unterdessen strömen Urlauber zum Büfett. An sich kein ungewöhnlicher Vorgang an einem solchen Ort. Doch greifen sie nicht nach Salaten und Paniertem, sondern umringen aufgebracht einen Jungen.

Erneut handelt es sich um Jakob. Er hat in kleine Plastikschalen verpackte Butterportionen auf zwei Haufen gestapelt, Haufen, die sich wie Zwillingstürme gegenüberstehen. Er nimmt eine saure Gurke, bläst Luft so über die Lippen, dass das Geräusch an einen Flugzeugpropeller erinnert. Zu diesem Sound lässt er die Gurke in einen der Butterportionstürme rauschen.

Der Turm stürzt ein. Ungeachtet der Entrüstung der Urlauber schlägt Jakob mit der Gurke auch in den zweiten Turm ein. Dieser fällt in sich zusammen. Plastikschalentrümmer am Urlaubsbüfett. Jakob sammelt die Butterportionen ein und beginnt mit dem Wiederaufbau der Türme.

Einige Urlauber erkennen Jakob. Ebenfalls erkennen sie mich, wie ich Jakob an der Hand packe und vom Büfett wegzerre, strikt, da ich möchte, dass die Hotelgäste, die mir allesamt fremd sind, begreifen, wie mich, den Va-

ter, das Benehmen seines Sohnes empört. Die Urlauber sollen glauben, ich würde ihn dafür bestrafen.

Aber ich bestrafe nicht. Ingeborg und ich bestrafen niemals. Wir gehen zurück aufs Zimmer und bringen unseren Sohn zu Bett. Dabei entdecken wir unter seinem Bett das Buch.

Das Buch

Ich bin Drehbuchautor. Momentan arbeite ich an der fiktionalen Geschichte eines emeritierten Professors, der sich tief und tragisch in Weltverschwörungserzählungen verstrickt. Er glaubt, dass hinter allen bedeutsamen Ereignissen einflussreiche Geheimbünde stecken.

Obwohl der Urlaub mit der Familie der Entspannung dienen soll, habe ich einige Bücher zur Recherche eingepackt. Eines davon heißt *Die größten Katastrophen der letzten 101 Jahre*. Für jedes der zurückliegenden 101 Jahre ist beispielhaft ein katastrophales Ereignis ausgewählt, das als Sinnbild dieser Zeit steht: der Absturz der Hindenburg, das Attentat auf JFK, die Ermordung Hanns Martin Schleyers ...

Zu jedem Ereignis ist neben einem leicht zu erfassenden Infotext ein ikonografisches Foto gestellt: der aus dem Zeppelin schlagende Feuerball, Jackie im rosafarbenen Kostüm über dem sterbenden Leib ihres Mannes gebeugt, der Arbeitgeberpräsident mit dem Schild in den Händen ...

Jedes Jahr erscheint eine aktualisierte Fassung der Chronik. Die 101 Jahre bleiben bestehen. So rückt die Chronik stetig vorwärts. Der Untergang der *Titanic* ist

schon nicht mehr dabei. In vier Jahren wird sich kein Verweis auf den Ersten Weltkrieg finden, in einunddreißig Jahren wird der Zweite Weltkrieg nicht länger zu den größten Katastrophen der erweiterten Gegenwart gehören.

Seit Langem gibt es diese Chronik. Noch immer hat sich für jedes neue Jahr eine Katastrophe gefunden. Im Vorwort zeigen sich die Verleger optimistisch, dass sie die gut verkaufte Reihe ohne Schwierigkeiten werden fortsetzen können.

Das letzte Bild im Band zeigt Alan Kurdi, der tot an den Strand nahe Bodrum gespült wurde. Die Herausgeber wählten diese Katastrophe aus, eine subjektive Entscheidung, für die sie viel Kritik einstecken mussten. Die nächsten 101 Jahre wird das Bild des toten Alan für 2015 sprechen.

Es ist offensichtlich, dass Jakob in der Chronik geblättert hat. Aufgeschlagen liegt das Buch in seinem Bereich unseres großzügig ausgestatteten Apartments. Viele Male muss Jakob Bilder von 101 Katastrophen betrachtet haben.

Das Buch ist nicht für Kinderaugen geeignet. Ich werfe mir vor, den Band in den Urlaub mitgenommen zu haben. Ingeborg widerspricht, sagt, das Buch sei Teil meiner Arbeit und diese Arbeit habe uns den Urlaub überhaupt erst ermöglicht. Ihr Zuspruch rührt mich. Ich nehme das Buch an mich und obwohl es draußen noch hell ist, gehen wir drei zu Bett, selbst, wenn an Schlaf nicht zu denken ist.

Die Erklärung

Am nächsten Morgen erklären Ingeborg und ich unserem Sohn mit sanften Stimmen und kindgerechten Worten, dass sein Verhalten falsch sei. Die Fotos, die er gesehen habe, seien nicht für Kinder gedacht. Es sei nicht in Ordnung, sie nachzustellen.

Jakob nickt, als würde er verstehen. Ingeborg und ich müssen das so annehmen. Wir müssen glauben, er würde solche Aktionen zukünftig unterlassen. Doch insgeheim verspüren wir eine gewisse Zufriedenheit.

Jakob ist ein Kind, das wir lieben, so, wie Eltern ihr Kind lieben sollten, uneingeschränkt, maßlos und entschlossen. Er gehört nicht zu den Schlechten, er gehört nicht zu den Guten, nirgends gehört er richtig dazu. Nichts scheint sein Interesse über das übliche Maß hinaus zu wecken. Er spielt Ball, er macht Unsinn, er sammelt *Supertrumpf*-Karten: Er tut Dinge, die seinem Alter entsprechen.

Wenn wir sein Wesen beschreiben sollen, sagen wir seinen Namen. Jakob. Er ist Jakob. Nun entwickelt er Eigenheiten. Damit fällt es uns leichter, unseren Sohn als Subjekt zu betrachten.

Der nächste Vorfall

Jakob zieht sich nackt aus, klemmt den Penis zwischen die Schenkel, so dass sein Geschlecht verschwindet, und läuft mit hilflos ausgebreiteten Armen und schmerzverzerrtem Gesicht auf den Hotelflur. Ein junges Pärchen kommt Jakob entgegen, betrachtet ihn eher erheitert als verärgert. Es gelingt uns, Jakob einzufangen, bevor er die Rezeption erreichen kann.

Dennoch bleibt sein Ausflug nicht unbemerkt. Der Hotelmanager bittet Ingeborg und mich zu einem Gespräch. Im Hotelmanagerzimmer sitzend wird uns von der Verstörung, die Jakobs Verhalten bei den Urlaubern hervorruft, berichtet. Der Manager legt uns nicht nahe abzureisen. Aber er lässt bedeutungsvolle Pausen, Leerstellen in seinen Schilderungen, die wir mit einer Entscheidung füllen sollen, beispielsweise jener abzureisen.

Wir fühlen uns persönlich angegriffen. Was können wir für das Unbehagen der Urlauber? Niemand sei zu Schaden gekommen, Jakob habe nicht falsch gehandelt. Ingeborg und ich verteidigen unseren Sohn. Wir sind Löwen. Der Hotelmanager versucht, seine über Jahre gedrillte Freundlichkeit Kunden gegenüber zu bewahren.

Am Ende platzt ihm doch der Kragen. Er ruft, dass Jakob allerdings falsch gehandelt habe, was für ein geschmackloses Spektakel sei das denn gewesen, was für ein abnormaler Geist habe dieses Schauspiel ersonnen, was für gewissenlose Eltern würden dies dulden, ob wir nicht verständen, wie ekelhaft das alles sei und dass es sich nirgends gehören würde, schon gar nicht an einem Ort wie diesen.

»Hier ist Urlaub!«, ruft er.

»Ja, was soll er denn spielen? Cowboy und Indianer?«, rufe ich ebenso aufgebracht wie spitzfindig zurück. Ingeborg hat da schon das Büro des Hotelmanagers verlassen.

Das Verschwinden der Bilder

Wir reagieren trotzig und schimpfen den Manager einen Kleingeist. Doch als wir zurück im Hotelzimmer sind,

ist klar, dass wir etwas unternehmen müssen. Jakob ist nicht in der Lage, den allgemeinen Unmut über das Nachstellen der Bilder zu verstehen. Er ist ein Kind. Sein Verhalten ist ihm nicht anzulasten. Es sind die Bilder, die Schuld tragen. Verschwinden sie, verschwindet das Unbehagen.

Wir verstauen die mitgebrachten Bücher – darunter die *101 Katastrophen* – an einem sicheren Ort. Auch Ingeborgs Krimi muss daran glauben, da auf dem Umschlag eine, wenn auch abstrahierte, doch deutlich als solche zu erkennende Leiche abgebildet ist. Ingeborg fällt es schwer, den Roman wegzugeben. Gern hätte sie weiter darin geschmökert.

Danach fühlt sich das Apartment rein, aber öde an. Es drängt uns hinaus. Als wir die Lobby durchqueren, läuft auf dem Flachbildschirm ein Nachrichtensender. Ich bin erstaunt. Weshalb sollte man in einem Hotel Nachrichten sehen wollen? Ist man als Urlauber nicht hier, um alle Aufregung zu vermeiden? Als wir den Concierge bitten, den Apparat auszuschalten, weigert er sich.

Ratlos schauen wir Eltern uns an. Wie können wir Jakob vor den Bildern schützen? Ingeborg hat eine Idee. Sie bedeckt Jakobs Augen mit ihren Händen, während ich ihn durch die Lobby führe. Erst als wir im Freien sind, lassen wir unseren Sohn los.

Am Abend müssen wir feststellen, dass sich die Bücher nicht am sicheren Ort befinden. Wieder sind sie in Jakobs Bereich. Er blättert darin ohne jedes Anzeichen von Reue.

Diesmal werde ich deutlich. Erst rufe, dann brülle ich.

Es sei ihm verboten, die Bücher zu beschauen. Woher nehme er das Recht, diese Order zu missachten? Was wolle er damit beweisen? Mir ist meine Lautstärke unangenehm. Ich bin kein Mann, der schreit.

Auch an diesem Abend liegen wir lange wach. Ingeborg ist müde und kann nicht schlafen. Sie vermisst das Lesen, sie vermisst den Krimi. Ihre Beine treten die Bettdecke, planlos schüttelt sie das Kissen auf, wälzt sich von einer Seite auf die andere. Wenn sich unsere Blicke treffen, starrt sie mich an, demonstrativ, wie mir scheint.

Niemand ist für unsere Unruhe verantwortlich zu machen. Jakob nicht. Wir nicht, denn sobald wir das Problem erkannten, handelten wir umsichtig und mit nachvollziehbaren Maßnahmen. Dennoch ist die Stimmung gedrückt. Dabei ist Urlaub. Ich bitte Ingeborg, mir vom Krimi zu erzählen. Vielleicht finden wir so in den Schlaf.

Der Detektiv

Zuerst weigert sich Ingeborg. Ich bleibe hartnäckig. Sie gibt nach und beschreibt den Plot. Hauptfigur der Kriminalerzählung von einer Autorin namens Regula Horsch ist ein ehemaliger Polizist, der nach privaten Problemen (tragischer Tod der Tochter, daraus folgend Zerwürfnis mit der Ehefrau, Scheidung, Alkoholismus etc.) aus dem Dienst schied. Seither verdingt er sich als Privatermittler. Zu Beginn der Geschichte wird er von einer jungen Frau engagiert. Deren Vater soll sich selbst getötet haben. Doch die Tochter glaubt den offiziellen Stellen nicht. Sie verdächtigt ihre Stiefmutter, den Vater ermordet zu haben, um an dessen Vermögen zu gelangen.

An diesem Punkt unterbreche ich Ingeborg und erkläre, dass ich den Plot für einfallslos, geradezu schablonenhaft halte.

»So etwas haben wir schon hunderttausend Mal gelesen.«

»Willst du's nun hören oder nicht?«

Als ich nicke, weil mich doch interessiert, wie es weitergeht, verweist Ingeborg auf die Welt, in der *Das Lexikon der Selbstzerstörung* spielt. In dieser Welt wurde zweifelsfrei festgestellt, dass ein Leben nach dem Tod existiert.

In Folge dieser Erkenntnis kam es zu zahlreichen Selbstmorden. Ein beträchtlicher Teil der Menschheit zog ein Leben nach dem Tod dem Leben vor dem Tod vor. So erscheint der Suizid des Vaters in neuem Licht. Der Ermittler bleibt skeptisch. Vieles deutet daraufhin, dass die Tochter ...

Wieder unterbreche ich Ingeborg. Ich will wissen, auf welche Weise das Leben nach dem Tod zweifelsfrei festgestellt wurde. Die Erklärung, die mir Ingeborg gibt, überzeugt mich nicht. Sie ist hanebüchen. Ich äußere mein Missfallen, was wiederum Ingeborg in Rage bringt. Ich kann ihren Ärger nachvollziehen. Zugleich erscheint mir meine Kritik berechtigt. Wie kann ich mich ernsthaft auf eine Geschichte einlassen, wenn mir deren Ausgangssituation unglaublich erscheint? Ingeborg sieht das pragmatisch. Ihr stellt sich diese Frage nicht. Wenn sie liest, will sie ganz in der Fiktion versinken.

Wir einigen uns darauf, dass wir unterschiedlicher Meinung sind. Ich biete Ingeborg an, von meinem Dreh-

buch zu erzählen. Sie winkt ab. Wir löschen das Licht. Keine zwei Minuten später ist meine Frau eingeschlafen.

Der Vulkankegel

Im Hotel fühlen wir uns nicht länger willkommen: die Unterstellungen des Managers, die Unlust des Concierge, die vorwurfsvollen Blicke der Urlauber, überall Flachbildschirme. Deshalb halten wir uns kaum mehr im Resort auf. Wir unternehmen Ausflüge in die Umgebung. Die menschenleere Natur soll Jakob erleben; die Salzwüste, das Eiskraut, die Wolfsmilchgewächse, die Muschelschalenhaufen mariner Schnecken, die Flechten auf dem Lavagestein, die fernen Archipele, die Schönheit vorbeiziehender Wolken. Weitere Vorfälle bleiben so aus. Wir entspannen. Allmählich stellt sich das erholsame Urlaubsgefühl der ersten Tage wieder ein.

Bleibt der Vulkankegel. Mehrmals schon haben wir uns zu ihm aufgemacht. Stets mussten wir den Aufstieg abbrechen. Doch je öfter wir scheiterten, desto größer wurde mein Ehrgeiz, es bis zum Gipfel zu schaffen.

Am vorletzten Tag haben wir endlich Erfolg. Es riecht nach Schwefel, auf den Hochebenen sehen wir die roten Blütenstände der Natternköpfe, die selbst an ausbrechende Vulkane erinnern. Wir passieren die Basaltrosen, steigen über steingewordene Eruptionen. Es ist still, wir sind die einzigen Menschen hier.

Nach einigen Stunden ist die Kegelspitze erreicht. Der Krater, das Massiv, die Landschaft beeindrucken uns. Wir schauen auf die Insel hinab. In den sich matt bewegenden Punkten an den Stränden vermuten wir Urlauber.

Ingeborg hat Brote eingepackt, die wir hungrig verzehren. Genussvoll trinken wir Wasser. Jakob wird schläfrig. Er schmiegt sich an Ingeborg, legt den Kopf in ihren Schoß. Ingeborg lehnt sich an mich. Wie von selbst lege ich den Arm um ihre Schulter, halte meine Frau fest, damit meinen Sohn.

Mir geht der Krimi nicht aus dem Kopf. Ich frage mich, warum der Detektiv, dem das Leben so übel mitgespielt hat, und der tagtäglich mit Grausamkeiten konfrontiert ist, anstatt den Tod zu suchen, es vorzieht, am Leben zu bleiben und weiter die Barbarei zu ertragen. Der Tod hätte keine nachteiligen Folgen für ihn. Welcher Sinn besteht darin, weiterzumachen und das stets anwesende Böse auszuhalten?

Ich spüre meine Familie. Das leichte Auf und Ab von Jakobs Körper, sein Atmen, Ingeborgs Wärme, die Präsenz von beiden, hier auf dem Vulkan, um uns die Hochebene, das erloschene Feuer.

Wie würde ich an Stelle des Detektivs handeln? Wie an meiner?

Für den Moment packe ich Ingeborg und Jakob und werfe sie in den Kegel. Sie stürzen ohne Schrei. Ich warte, bis ich bereit bin, ihnen zu folgen. Gemeinsam fallen wir durch den Schacht. Gestein zieht an uns vorbei, der Himmel wird kleiner, der Boden öffnet sich, ein rettender Krater.

Kurz vor dem Aufprall friert das Bild ein. Wir hängen über dem Abgrund, gefangen im Fall, für Ewigkeiten wir drei.

Der Moment vergeht. Jakob schlägt die Augen auf. Er schaut zu Ingeborg. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht, das Ingeborg ihrerseits zu einem Lächeln veranlasst. Sie streichelt über seine Wange. Beide sind glücklich, ich bin es ebenfalls.

Vor dem Windschutz

Jakob zieht es wieder an den Strand. Er bittet darum. Unser Sohn. Seine großen, grünen Augen. Familienurlaub am Meer. Er hat sich nichts weiter zu Schulden kommen lassen. Ingeborg und ich fühlen uns gewappnet. So entsprechen wir Jakobs Wunsch, nicht ohne ihn ausdrücklich zu ermahnen. Hinter dem Windschutz soll er bleiben.

Wellen rauschen, von der Promenade das Läuten des Eiscremewagens. Ingeborg schlägt die Augen zu. Ich greife nach Stift und Notizblock. Die Geschichte muss weitergehen, sie hat noch kein Ende.

Jakob verlässt den Windschutz. Er läuft zum Meer, dahin, wo der Sand nass ist, und kniet sich nieder, streicht über den feuchten Boden, greift aus dem Schlamm einen Klumpen, formt ihn zu einer geometrischen Figur.

Jakob spielt.

Ein erster Urlauber sieht ihn, ein zweiter. Ein Junge im Shirt, der eine Sandburg baut.

So ist das Bild.

Noch immer eine touristisch erschlossene Küste, zahlreiche Badegäste auf Handtüchern liegend, Familien, Ballspiele, Flirten, die schlendernden Urlauber. Im Hintergrund, von der Promenade kommend, eine Gestalt.

Um ihre Schulter eine Sporttasche. Die Sporttasche auf den Sand gesetzt, wird geöffnet. Die Gestalt holt einen länglichen, schwarzen Gegenstand heraus. Nimmt diesen in die Hand, prüft. Setzt den Weg fort, hin zu den Urlaubern auf ihren Liegen, den Badenden.

Ein erstes Geräusch. Noch eines unter vielen. Ein zweites, ein drittes. Allmählich trennen die Urlauber das Geräusch von Mündungsknallen von den Geräuschen eines Urlaubstages. Sie drehen ihre Köpfe in Richtung der Schüsse und damit zur Gestalt. Die Gestalt zielt nicht. Sie richtet den Lauf auf das, was vor ihr ist. Urlauber auf Liegen, Badende. Manche rennen instinktiv los. Andere erstarren, unfähig zur Bewegung.

Die Kulisse verändert sich. Die, die nicht die Gestalt sehen, sehen zumindest die Rennenden. Ohne den Grund zu verstehen, ergreift sie Furcht. Angestellte des Resorts rufen in knappen englischen Worten Urlaubern Warnungen zu, weisen ihnen vermeintlich sichere Wege. Die Kameras einiger Smartphones zeichnen auf.

Wer kann, flüchtet. Manche bleiben liegen. Manche von ihnen haben sich bewusst dafür entschieden. Einen erholsamen Urlaubstag haben sie angenommen, den von der Sonne aufgeheizten Sand unter den Sohlen wollten sie spüren. Jetzt liegen sie still in diesem Sand und hoffen, dass die Stille sie retten wird.

Die Gestalt geht den Strand entlang. Sie zielt nicht, sie richtet. Nahe dem Wasser liegt – regungslos, die Arme eng am Körper, die Handflächen nach oben, der Kopf zur Seite gedreht – ein Kind im roten Shirt.

So ist das Bild, wieder ein Bild.